

»Sensationell – ich möchte noch viel mehr  
von ihr lesen.« LEE CHILD

LOUISA

LUNA

TOTE

OHNE

NAMEN

SUHRKAMP

THRILLER

SV



Louisa Luna

**TOTE**  
**OHNE**  
**NAMEN**

Thriller

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Andrea O'Brien

Herausgegeben von  
Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*The Janes*  
bei Doubleday, a division of Penguin Random House LLC, New York.

Erste Auflage 2021  
suhrkamp taschenbuch 5135  
Deutsche Erstausgabe  
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021  
Copyright © 2020 by Louisa Luna  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen  
Umschlagfoto: FRABO/plainpicture  
Umschlaggestaltung: Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-47135-7

**TOTE  
OHNE  
NAMEN**

*Ich wurde einmal gefragt, was man über Alice Vega wissen müsse. »Sie fürchtet weder Schmerz noch Tod«, sagte ich. In jenem Augenblick erkannte ich, dass ich auch über meine Mutter sprach.*

*Für meine Mutter Sandra Luna, wieder einmal.*

Hier ist unser Mädchen: siebzehn, eingetroffen vor einem Jahr aus einem heruntergekommenen, staubigen Kaff in Chiapas, gilt allgemein als hübsch, weil sie blutjung ist, das Gesicht noch glatt, keine Narben oder Falten, der Körper biegsam und prall. In ihrem Kopf tobt allerdings ein Krieg: Erinnerungen an ihre besorgte Mutter, ihren schmerzgeplagten Vater, dazu die leise köchelnden Gedanken über Sex und Gewalt und die Angst vor den Männern, die hier auftauchen, mit ihrem harten, ausgehungerten Blick, mit dem sie sie schon verschlingen, bevor sie sich ihr Stück Fleisch aus der Auslage ausgesucht haben.

Unser Mädchen läuft barfuß, traumverloren. Ihre Träume handeln von Kollisionen, Kollagen, Explosionen aus Farben und Feuer, die immer harmlos beginnen: Sie sitzt mit ihrer Schwester auf der Veranda unter dem löchrigen Sonnenschirm und spielt mit Anziehpuppen oder lockert den gelben, ausgequollenen Reis. Doch dann wendet sich das Blatt, die Puppen in ihren Händen werden zu wimmelnden Kakerlaken, im Reistopf wallt jetzt Blut, und ihre Zähne werden zu Messerklingen, die ihre Zunge zerfetzen.

Das Haus hat zwei Etagen, im Erdgeschoss ist das Schlafzimmer, in dem sie und die anderen Mädchen nebeneinander auf Handtüchern schlafen, und das Wohnzimmer, wo sie fernsehen und warten. Eine Etage tiefer sind die fensterlosen, stickigen Kammern. Die Arbeitsräume.

Und dann ist da noch die Garage neben dem Haus. Darin stehen keine Autos. Es gibt nur einen Tisch, ein paar Maschinen und Werkzeuge. Unser Mädchen war noch nie dort, aber sie hat davon gehört. Nur Mädchen, die heulen oder sich dumm anstellen, landen dort, und unser Mädchen ist schön brav, tut,



was man ihr sagt. Sie stellt keine Fragen, macht keinen Ärger. Aber sie beobachtet alles ganz genau.

Von den Bossen hält sie sich fern. Bei Coyote Ben ist das leicht, weil er ständig kommt und geht, aber wenn er gerade mal im Haus ist und es nichts zu tun gibt, packt er sie am Schopf und flüstert ihr ins Ohr. Er spricht Englisch, deshalb versteht sie nicht alles, aber sie weiß auch so, dass er keine Antwort erwartet. Sie darf die Getränke mixen.

Fat Mitch ist immer da, er trägt eine Waffe am Gürtel, sie bohrt sich in seinen Fettwanst, als wollte sie ihn erstechen. Die Waffe hatte er Selena getauft, nach der Sängerin, und er redet ständig davon, damit die Mädchen nicht vergessen, dass diese Waffe existiert. Er spricht Spanisch, sagt Sachen wie: »Selena hat gut geschlafen und will heute ein bisschen spielen.« Und dann ist da noch Rafa.

Rafa bringt die anderen in die Garage. Fat Mitch behauptet, er macht das nur, weil er es muss, aber unser Mädchen lässt sich nicht verarschen. Sie weiß, dass Rafa auf seine Arbeit steht. Es ist nicht wie auf der Farm, wo man die Kleinsten damit beauftragt, die kranken Tiere zu erschießen oder zu ersäufen, um sie abzuhärten. Das Haus ist vielleicht eine Farm, aber Rafa ist nicht der Kleinste, in Wahrheit ist er größer und stärker als Fat Mitch, und unser Mädchen hat gehört, dass er grinst, wenn er in der Garage mit den anderen tut, was er tut. Das passiert eben, wenn man sich dumm anstellt.

Unser Mädchen weiß es besser, und von den Dummen hält sie sich fern: Isabel, Chicago, Glatthaar. Die heulen und sind ständig am Essenklauen. Dumm. Aber diese andere, sie heißt Maricel, die ist neu, kommt aus der Stadt. Obwohl es eigentlich nicht so schlau ist, sich mit den Neuen abzugeben, mag unser Mädchen sie irgendwie, und Glatthaar mag sie auch. In einer anderen Zeit, an einem anderen Ort hätten sie vielleicht miteinander Karten gespielt und sich über die Jungs in ihrer Klas-

se unterhalten. Stattdessen warten sie darauf, dass jemand sie auswählt. Immer noch besser als die Alternative. Wenn eine länger als einen Monat im Fernsehraum rumsitzt, ohne dass sie jemand will, fliegt sie raus. Sie kommt nicht in die Garage, sondern weg. Aus dem Haus, landet irgendwo in der Wüste, weil sie sich ihr Brot nicht verdient hat.

Unser Mädchen hat aus dem Fernsehen ein paar Brocken Englisch aufgeschnappt. Sie hört aufmerksam zu, wenn die Nachrichten kommen. Polizei, Mord, Fangen, Freilassen. In den Nachrichten geht es um einen Jungen, er sieht so alt aus wie sie, ist aber Amerikaner. Angestrengt formt sie das Wort, das die Nachrichtensprecherin ständig wiederholt, es klingt seltsam. *Geh. Kitt. Nackt. Geh-kitt-nackt.* Der Junge spricht mit der Frau im Fernsehstudio, zeigt auf das Bild eines Aquariums. Da ist noch eine Frau, nicht die Nachrichtensprecherin, in der Ecke steht 2014. Ihr Name steht darunter am Bildschirmrand. Unser Mädchen ist aufmerksam: amerikanischer Vorname, mexikanischer Nachname. Sie sieht nach Polizei aus. Oder lesbisch. Oder Gangsterin. Sie trägt Schwarz. Und eine Sonnenbrille.

Zurück zum Jungen. Er sagt dauernd dasselbe: »Die Frau hat mich gerettet, sie hat mich gerettet.« Unser Mädchen beobachtet, wie der Junge sich beim Heulen auf die Unterlippe beißt. Nein, nicht »gerettet«, sondern »gerettet«. »Sie hat mich gerettet«, wiederholt der Junge wieder und wieder.

Unser Mädchen beobachtet Maricel, die am Bildschirm klebt. Wie gebannt starrt sie darauf. Der Junge sagt: »Sie hat mich gerettet. Alice Vega hat mich gerettet.« Maricel fängt an zu weinen, sie und der Junge heulen gemeinsam. Unser Mädchen merkt, dass ihr die Hände zittern.

Plötzlich kommt ihr ein Gedanke: Wenn ihr uns wie Tiere behandelt, benehmen wir uns auch so. Im Geiste entfaltet sie eine Landkarte. Stück für Stück. Sie hat mich gerettet, hat der Junge gesagt. Sie. Hat. Mich. Gerettet.

## 2

Alice Vega starrte auf die Hunde, die Hunde starrten auf das Fleisch.

Sechs verschiedene Rassen, manche zitternde Fellknäuel, andere groß mit langen Schnauzen, alle angebunden am selben Radständer vor Reno's Coffee, ihr Blick wie gebannt auf das Frühstückssandwich gerichtet, das das Paar am nächstgelegenen Tisch verspeiste. Die Lefzen hingen schlaff herab, die Zungen flatterten wie feuchte Flaggen. Vega wusste nicht viel über Hunde, welche Gene welche Rassen hervorbrachten, aber eines war klar: Sie alle wollten ran an den Speck, selbst wenn sie gar keinen Hunger hatten.

Vega saß an einem Tisch ohne Sonnenschirm, es war erst neun Uhr morgens, aber schon brütend heiß. Nett hier, langweilig. Die Straßen blitzblank, die Menschen auf unauffällige Weise attraktiv, die Hunde gepflegt. So ähnlich war es auch dort, wo Vega wohnte, doch in ihrer Stadt gab es mehr Obdachlose und weniger Luxuskarossen. Ein bisschen schäbiger, aber nicht viel. Kalifornien war ein eigener Planet, Vega hatte ihr ganzes Leben dort verbracht, daher kamen ihr die meisten Orte vertraut vor. In San Diego war es genauso.

Als ihr Handy neun Uhr fünfzig zeigte, warf sie ihren Becher in den Müll, betrachtete die Hunde noch ein letztes Mal, dann ging sie. Fuhr zum rund einen Kilometer entfernten Gebäude der Rechtsmedizin und parkte davor. Das Gebäude aus hellem Sandstein wirkte wie ein Krankenhaus oder eine Grundschule. Vega klickte auf die Mail mit Namen und Adresse.

Dann stieg sie aus, ließ ihre Halswirbel knacken und verdrehte sich wie eine Lakritzstange. Danach ging es ihr besser. Fünfunddreißig ist nicht soo alt, dachte sie, als müsste sie sich rechtfertigen.

Durch die Automattür ins kühle, cleane Interieur, Linoleumboden mit Karomuster. Ein Pförtner saß auf einem Klappstuhl vor dem Schreibtisch, den Blick auf den Überwachungsmonitor gerichtet. Er reagierte nicht überrascht, als Vega vor ihm stand, schließlich hatte er sie vom Parkplatz kommen sehen.

»Kann ich Ihnen helfen?« Er war jung und schwarz, der Schatten eines Barts auf der Oberlippe.

»Ich habe einen Termin bei Emilia Paiva«, sagte Vega.

»Vega? Ist das Ihr Nachname?«

Sie nickte, zeigte ihm ihren Führerschein. Der Pförtner nahm ihn und notierte ihre Daten im Register vor ihm. Dann drückte er zwei Knöpfe auf seinem Telefon und gab ihr den Führerschein zurück. Vega spähte auf den Bildschirm: der frisch gemähte Rasen vor dem Gebäude, geparkte Autos, eine Reihe weißer Transporter. Hinter einem standen zwei Angestellte in Schutzkleidung und zogen eine Bahre mit Leichensack heraus.

Da ertönte eine weibliche Stimme. »Sie sind Alice Vega.«

Vega blickte auf, und da stand sie: Eine Latina mit jugendlichem Gesicht und geradegeschnittenem, dunklem Pony. Die Frau war ein bisschen kleiner als Vega, wog aber locker über hundert Kilo. Ihren blauen Laborkittel trug sie offen, darunter ein T-Shirt mit der Aufschrift Deadpool.

»Ms Paiva?«, fragte Vega.

»Mia«, sagte sie munter. »Alle nennen mich Mia.«

Sie gab Vega die Hand.

»Das da ist Sam«, sagte sie mit Blick auf den Pförtner. »Er lächelt einmal die Woche.«

Sam lächelte.

»Da!«, rief Mia. »Mir nach«, sagte sie zu Vega.

Vega folgte ihr durch graue Schwingtüren in einen Gang mit einem länglichen Fenster an der einen Seite, durch das man auf eine Reihe geparkter Fahrzeuge sah. Am Ende des Gangs befanden sich identische Schwingtüren. Trotz ihres eindrucksvollen Gewichts bewegte sich Mia relativ zügig.

»Wie lang arbeiten Sie schon mit Rowlie?«, fragte sie Vega.

»Roland Otero? Bis jetzt habe ich nur einmal mit ihm gesprochen. Er wollte, dass ich Sie treffe.«

»Ah-ha«, sang Mia, während sie sich durch die Tür schob, »jetzt verstehe ich.«

Vega fragte nicht, was Mia zu verstehen glaubte. Vor ihnen teilte sich der Gang. Auf der einen Seite befanden sich durchsichtige Schiebetüren, dahinter sah man Techniker an langen Bänken und Schreibtischen mit Mikroskopen, kastenförmigen Analysegeräten und Laptops. »Toxikologie« stand auf einem kleinen Schild. Auf der anderen Seite befand sich ein engerer Korridor und am Ende eine Treppe nach unten. Vega folgte Mia, die ohne Punkt und Komma weiterplauderte.

»Heiß hier, hm?«, fragte sie, wartete aber nicht auf eine Antwort. »Heute sollen es zweiunddreißig Grad werden. Wenigstens sind wir hier drin.«

Als Mia sich umwandte, lächelte Vega rasch. Besser, sie reden zu lassen, dachte sie, obwohl das nicht besonders schwierig war, die Frau war eine echte Plaudertasche. Am Fuß der Treppe schob sie sich durch eine weitere Schwingtür und blieb dann vor einer Stahltür stehen. Ein großes Schild warnte vor Biogefährdung. Mia hielt ihren Ausweis an das Kartenlesegerät, und das rote Lämpchen wechselte zu grün. Die Tür öffnete sich automatisch.

Sie betraten einen großen Raum, an den Wänden standen sechs Fächer hohe Metallregale voller weißer Plastiksäcke, jeder hatte einen schwarzen Reißverschluss in der Mitte, jeder enthielt eine Leiche. Vega kannte den Geruch. Saures Formalin, gemischt mit dem blutigen Gestank beim Schlachter.

»Hier, setzen Sie die auf«, sagte Mia und reichte ihr eine Schutzbrille. »Die Chemikalien sind ziemlich heftig für die Schleimhäute.«

Vega streifte sie sich über, Mia tat dasselbe und zog sich dann bläuliche Latexhandschuhe an.

»Passiert mir auch. Mir tränen ständig die Augen. Nicht weil ich emotional bin oder so, ich habe nur empfindliche Schleimhäute.«

Sie blieb an zwei zusammengeschobenen Bahren stehen. Auf jeder lag ein Leichensack. Vega trat ans kurze Ende der Bahren, wo sie die Füße vermutete.

»Zwiebeln schneiden? Können Sie vergessen!«, fügte Mia hinzu. »Okay, hier haben wir die Erste.«

Mia zog den Reißverschluss auf. Im Sack lag die Leiche eines jungen Mädchens, eine Latina mit langem, lockigem Haar, das ihr im Stehen vermutlich bis fast zur Hüfte gereicht hatte. Sie war schlank mit kleinen Brüsten und schmaler Hüfte. Ihr Körper zeigte Spuren des bei der Obduktion durchgeführten Y-Schnittes. Mia schob den Sack ganz zur Seite, damit Vega das Wichtigste besser sehen konnte: die ungeschickten Einschnitte über dem linken Hüftknochen.

»Weiblich, Alter zwischen zwölf und vierzehn, wurde letzten Donnerstag eingeliefert. Todesursache Myokardinfarkt infolge massiven Blutverlusts durch mehrere Stichverletzungen«, erklärte Mia, während sie mit zwei Fingern die Hüfte anhob, um Vega zu zeigen, dass die Schnitte weitergingen. »Ich schätze, sie war schon einen Tag tot, bevor sie bei uns eingeliefert wurde. Keine Anzeichen von kürzlich stattgefundener sexueller Gewalteinwirkung per se, aber diverse Risse an den Schamlippen und im Analsbereich, das Hymen fehlt. Auffällig ist hier vor allem das funktionierende Intrauterinipessar.«

Vega umrundete die Tote und stellte sich neben Mia, damit sie dasselbe sah wie sie.

»Organe sind alle relativ normal, außer dem Loch in der Niere.«

»Ist sie daran gestorben?«, fragte Vega.

Mia zuckte die Achseln.

»Nierenverletzungen bluten stark, das hat den Prozess si-

cher beschleunigt, aber es ist nicht so, dass sie sicher überlebt hätte, wenn der Mörder ihre Niere nicht erwischt hätte. Keine Nahrungsreste im Magen. Hier ist was für Sie«, sagte Mia etwas zu fröhlich. Sie zeigte auf die Wunden. »Sehen Sie die oberflächlichen Schnitte hier?«

Vega beugte sich vor. Zwischen den tiefen Schnittverletzungen an der Hüfte und am Rücken befanden sich mehrere schorfige Stellen, sie lagen dicht nebeneinander, einige waren länger, andere kürzer, es sah aus wie ein Barcode.

»Ich nehme an, unsere Jane Doe hat sich bewegt, der Mörder ritzt mit der Klinge in die Haut, aber Sie sehen selbst, dass einige Spuren kürzer sind als andere?«

Vega nickte.

»Gezackte Klinge, oder?«, fragte Mia.

»Sehe ich auch so«, sagte Vega. »Sonst noch was zum Messer?«

»Nichts Besonderes. Wahrscheinlich eins Komma sechs Millimeter, aber das trifft auf die meisten Messer zu.«

Mia richtete sich auf, betrachtete den gesamten Körper.

»Ein paar Hämatome, Prellungen hier und da. Das hier unten«, sie verdrehte den rechten Oberschenkel, um Vega die kleinen sternförmigen Narben auf der Innenseite zu zeigen, »sieht nach Brandmalen von Zigaretten aus.«

An den Handgelenken und Fingern entdeckte Vega kleine rote Schnitte.

»Abwehrverletzungen«, sagte sie.

»Haargenau.« Mia zog die Nase kraus. »Mörder kommt von hinten, Mädchen verdreht sich, schlägt mit den Händen nach hinten aus.«

Mia vollführte eine skurrile Pantomime, wedelte mit den Händen und wackelte mit den Fingern.

»Und die hier.« Sie war ans Kopfbende getreten. »Sehen Sie die?«

An der rechten Schläfe war ein eiförmiger roter Fleck zu erkennen.

»Schlagverletzung, stumpfer Gegenstand«, sagte Mia. »Aber mir fällt spontan nicht viel ein, was so eine Delle machen würde. Kochlöffel?«

Vega neigte den Kopf, um die Stelle genauer in Augenschein zu nehmen. Die Haut war leicht geschwollen. Es sah fast aus wie eine allergische Reaktion, ein Ausschlag wie von Gifteiche oder Giftefeu, aber konzentriert an dieser einen Stelle.

»Wollen Sie die andere auch noch sehen?«, fragte Mia.

»Klar.«

Mia trat an die zweite Bahre und zog den Reißverschluss des Leichensacks auf. Vega stellte sich neben sie. Dieses Mädchen roch anders. Sie zwang sich, den Geruch mit allen Sinnen wahrzunehmen. Streng, dumpf, feucht. Als wäre sie frischer.

Diese Tote war entweder älter oder besser entwickelt, ihre Brüste waren voller, die Kurven runder, das Schamhaar dunkler und üppiger. Die Augen waren geschlossen, doch ihr Gesicht trug einen erkennbaren Ausdruck. Die Stirn war gerunzelt, die Lippen hatte sie verzogen, als wäre sie sauer. Außerdem wies ihr Körper erheblich massivere Verletzungen auf. Sie hatte dunkelbraune, pflaumengroße Flecken an Armen und Beinen und identische Schnittverletzungen an der Hüfte, allerdings waren sie präziser ausgeführt und zum Rücken hin länger. Vega entdeckte vier Schnitte, keine Ausrutscher.

»Der Täter wird geschickter«, sagte Mia.

Vega nickte stumm.

Mia fuchtelte über dem Schambereich des Mädchens herum. »Jane Doe Nummer zwei. Auch zwischen zwölf und vierzehn. Ebenfalls dutzende Risse an den Schamlippen.« Wieder hob sie die Hüfte mit zwei Fingern an. »Diesmal hat er die Niere dreimal erwischt.«

Vega beugte sich vor. Eigentlich wollte sie sich die Verlet-



zungen genauer ansehen, doch ihr Blick wanderte zu den Händen. Unter den kurzen Fingernägeln und in den Ecken der Nagelhaut des Mädchens hatte sich Schmutz angesammelt. Ihre Finger waren lang und schlank und ruhten so schwerelos auf der Bahre, dass es Vega vorkam, als würden sie schweben. Sie spähte zur anderen Hand, die erstaunlicherweise einen ganz anderen Anblick bot. Die Finger der rechten Hand waren verkrampft und fast geschlossen, zur Faust geballt.

Wieder stieg Vega der Geruch in die Nase, dieses Mal nahm sie nur Fleisch wahr, und sie musste sich zwingen, nicht an Essen zu denken, an die Hunde und das Frühstückssandwich, Truthahn an Thanksgiving, Fischstäbchen. Sie krümmte sich, legte die Hände auf die Knie und atmete durch den Mund.

»Ist Ihnen schlecht?«, fragte Mia voller Mitgefühl. »Passiert mir auch manchmal. Erst letzte Woche. Hatte zwar einen heftigen Kater, aber trotzdem.«

Vega schrillten dermaßen die Ohren, dass sie Mia kaum hörte.

»Versuchen Sie's damit.« Mia hielt ihr was vors Gesicht: eine kleine weiße Pille.

»Pfefferminz«, sagte Mia.

Vega schob sie sich in den Mund. Der frische Geschmack erfüllte ihren Rachen und stieg ihr in die Nase. Sie konnte wieder frei atmen.

»Danke«, sagte sie, als sie sich aufgerichtet hatte.

»No probs«, sagte Mia, den Blick wieder auf die Tote gerichtet. »Wo waren wir stehengeblieben?«

»Hat man sie an derselben Stelle gefunden?«, fragte Vega.

»Nein. Rowlie hat alle Einzelheiten, Tatort und Fundort und so. Keiner von unseren Leuten war vor Ort. Aber ich kann Ihre Frage beantworten: Nein, verschiedene Fundorte, zu verschiedenen Zeiten aufgefunden. Jane zwei mussten wir gründlicher reinigen, sie war voller Staub.«

»Todesursache, Art des Opfers sind gleich. Könnte aber trotzdem Zufall sein, oder? Wieso gehen wir davon aus, dass eine Verbindung besteht?«, fragte Vega.

Mia grinste so breit, dass ihre runden Wangen an den Rand der Schutzbrille stießen. Schlaue Hamsterbacke, dachte Vega.

»Die Zweite hatte auch ein Pessar«, verkündete sie zufrieden.

Vega wartete. Sie wollte Mia nicht in die Parade fahren.

»Ich habe sie bereits entfernt«, fuhr Mia fort und zog zwei Asservatenbeutel aus dem Regal unterhalb der Bahre. Sie hielt beide in die Luft. »Kupfer. Derselbe Hersteller.«

»Woher wissen Sie das?«

»Der Name steht auf der Spirale. *Health-Guard*.«

Mia grientete, als wollte sie gleich ein Kaninchen aus dem Hut zaubern.

»Darf ich Ihnen noch was zeigen?«, fragte sie und schob ihre Schutzbrille hoch.

Vega nickte.

»Dann kommen Sie mit.«

Sie trat an einen langen Arbeitstisch in der Ecke des Raums, auf dem ein Computermonitor und ein Mikroskop standen. Mia zog die Pessare aus den Beuteln und legte sie unters Mikroskop. Auf dem Monitor war das verschwommene Bild des Pessars vor weißem Hintergrund zu sehen.

»Ich stell das schärfer«, sagte Mia, während sie durch Okular sah.

Nach einer Weile war der Schriftzug erkennbar, die Worte *Health-Guard* waren in die beiden Stifte am oberen Ende eingraviert.

»Schauen Sie mal genau hin«, sagte Mia, immer noch übers Mikroskop gebeugt.

Sie drehte den Objektivträger, sodass der längere Teil des Pessars besser erkennbar war. Auch dort war etwas eingraviert.

»Ziffern«, sagte Vega.

»Genau. Acht Ziffern, aber Sie müssen sich nur die letzten drei merken.«

Sie zog den ersten Objektivträger weg und schob das zweite Pessar unter das Objektiv.

»Haben Sie sich die drei Zahlen gemerkt?«, fragte sie Vega.

»79433530«, sagte Vega.

Mia sah sie beeindruckt an.

»Sehr gut.« Sie justierte die Schärfe so gut es ging.

Die Spirale sah identisch aus, stammte vom selben Hersteller. Sie las die Nummer ab.

»79433525.«

Mia hob den Kopf und sah sie triumphierend an.

»Jawoll. Rowlie sagt immer, ich soll nicht warten, wenn mir was auffällt.«

Vega kehrte zurück zur Bahre. Jane zwei. Nummer 79433525.

»Das ist ein kluger Rat«, sagte sie.

Die finstere Miene, die Brüste, die geballte Faust, die andere Hand, die sich zu ihr hinzustrecken schien. Irgendwo gibt es vier, die sind genau wie ihr, dachte Vega, oder ganz anders.

Während er wartete, schob Max Caplan den Finger unter den Knoten seiner Krawatte, um sie etwas zu lösen. Damals, als Polizist, hatte er täglich Krawatte getragen, aber immer locker gebunden, wie kurz vor der Happy Hour. Nachdem er seine zweite Karriere als Privatermittler eingeschlagen hatte, waren die meisten davon im Müll gelandet, nur ein paar hatte er behalten, für Hochzeiten und Beerdigungen. Doch jetzt, da er für eine Anwältin arbeitete, warf er sich an den Tagen, an denen er seine Berichte einreichte, in Blazer und Krawatte.

Vera Quinns Kanzlei war eine One-Woman-Show, genau wie Caps Detektei. Quinn war unkompliziert, gepflegt und besaß die Attraktivität einer hochrangigen Politikerin. Sie war

vermutlich die bekannteste Anwältin in Denville, PA, und ihr Konterfei war auf dutzenden Reklametafeln zu sehen, darunter das selbsterklärende Motto, das vermutlich jedem potenziellen Mandanten aus dem Herzen sprach: »Ich verdiene nur, wenn Sie gewinnen.« Die eleganteste Mandantenjägerin in ganz Allegheny.

Seit er vor anderthalb Jahren zwei entführte Mädchen gefunden hatte, konnte er sich über Auftragsmangel nicht beklagen. Die beiden Brandt-Schwwestern waren aus der Gegend verschwunden, und Cap hatte mit detektivischem Gespür herausbekommen, wo der Entführer sie versteckt gehalten hatte. Doch Vera Quinn war seine treuste Kundin, sie zahlte gut und zuverlässig. Wenn Cap ehrlich war, fand er die Arbeit zwar nicht besonders aufregend, aber das kleine Polster auf seinem Konto hatte er sich auf der linken Arschbacke verdient. Keine Straftäter, die sich trotz Kautions absetzen, keine Ehebrecher. Nur staubtrockene Gespräche mit Versicherungsfirmen.

Und nebenbei half er sogar den Bedürftigen! Vera Quinn setzte sich für den kleinen Mann ein. Kunstfehler, Montagautos, Parasiten im Essen. Der einzige Preis, den er einmal die Woche zahlen musste, war die Krawatte, und ernsthaft? Was war das schon gegen Veilchen, Muskelzerrungen und schlaflose Nächte? Eine klare Win-win-Situation!

»Sie können jetzt reingehen, Cap«, sagte die Empfangsdame. Sie war sechzig, Raucherin und hatte eine Stimme wie eine Kettensäge.

»Danke, Martha.«

Als Cap eintrat, lehnte Vera an ihrem Schreibtisch und sprach in ihr Headset. Das Mikro war gerade mal so groß wie ein Radiergummi. Sie lächelte ihm zu und winkte enthusiastisch, während sie das Gespräch zu beenden versuchte.

»Mein Bericht geht morgen raus ... Danke, dass Sie sich für mich Zeit genommen haben. Auf Wiederhören.«